HEIMATGESCHICHTLICHE BEILAGE

SCHÖNAICHER MITTEILUNGSBLATT



Ausgabe Nr. 68 März 2015 www.heimatverein-schoenaich.de

70 Jahre Kriegsende II. Weltkrieg - "Dr Omsturz"

Die Franzosen kommen. Pfarrer Griasch ging ihnen mutig im Talar entgegen

m 19. April 2015 jährt es sich zum 70-ten Mal, dass in Schönaich die Besatzungsmächte, die sog. Alliierten, einmarschiert sind. Die Saatkartoffeln hatte man damals vorsordlich schon mal "für alle Fälle" im Boden versteckt. So schlau waren die Schönaicher schon, schließlich hatte man den Einzug der Siegermächte erwartet, wenngleich man das damals nicht offen sagen durfte. Die Parteioberen glaubten ja noch an den Endsieg. Auch für andere Wertsachen wurde Verstecke gesucht. Parteiabzeichen oder Mutterkreuze, so wurde berichtet, vergrub mancher bei Nacht ganz schlitzohrig im Garten des Nachbarn.

HEIMATVEREIN SCHÖNAICH E.V.

Ja, das mit dem Endsieg war eine andere Geschichte. So wurde verlangt, dass alle Männer (meist alt, wehrunfähig, behindert oder verwundet, mit Holzfuß oder einäugig) sich ab Frühjahr 1945 jeweils am Sonntagvormittag zum "Volkssturm" meldeten. Mit viel Geschrei und Holzknüppeln bewaffnet, hetzte der damalige für den Volkssturm verantwortliche Schullehrer die 1. Weltkriegsveteranen und das Häuflein Kriegsversehrter übungshalber dem Feind Richtung Kegnat entgegen. Hatte man den Waldrand erreicht, war die Übung zum Erstaunen und Belustigung der Kampferprobten bereits zu Ende. An den Hangrändern des sogenannten "Schimmelwasens" (Bühläcker-Südhang), "Hennenreiches" (Lindenlauch-Südwesthang, Albvereinsheim) und am Weg zum Schwimmbad wurden Einstandsmulden für Geschütze, teils heute noch sichtbar, gegraben. Es sollte ein ortsrandnaher Verteidigungsring entstehen, um den Feind, der von Westen erwartet wurde, abzuwehren. Einige Monate vor Kriegsende wurden unterhalb der heutigen Bühläckersiedlung am Krebenweg Luftschutzstollen im Stubensandsteinfels für die Bevölkerung angelegt. Das geschah vorwiegend in Privatinitiative. Holz gab es dazu nicht, denn laut Landratsamt Böblingen hieß es: "Bei der außerordentlich starken Materialknappheit können Luftschutz-Stollenbauten nur noch in ganz besonders stark bedrohten Gemeinden durchgeführt werden. Die Gemeinde Schönaich kann nicht darunter gezählt werden. Sollte aber der Stollen ganz in massiven Fels erstellt werden, so dass weder Holz noch Zement zum Ausbau des Stollens benötigt wird, dann hätte ich nach den vorgelegten Plänen gegen den Bau des Stollens nichts einzuwenden."



Luftschutz-Stolleneingang am Krebenweg seit 2008 wieder freigelegt, jedoch nicht zugänglich.

An den Ortseingängen wurden von den Volkssturm-Abteilungen aus Balken und Baumstämmen "Panzersperren" vorbereitet. Als dann die Franzosen kamen und die ersten Schüsse fielen, wurde der Volkssturm aber in besonnener Weise und zum Glück für Schönaich, nicht zum Widerstand zusammengerufen. Was sollte er auch ausrichten? Ein hoher SS-Mann gab seine schlechte Meinung bezüglich der Einsatzfähigkeit dieser Truppe bekannt, indem er meinte: "Ein Schneesturm hielte den Feind eher auf als der Volkssturm!

Bereits am 31. März hatte die französische Rhein-Donau-Armee unter Jean de Lattre de Tassigny bei Leimersheim nahe Bruchsal den Rhein überquert. Das Ziel der Franzosen war, bei der Einnahme Stuttgarts den Amerikanern zuvorkommen, um bei den Verhandlungen über die Aufteilung der Besatzungszonen eine bessere Ausgangsposition zu haben. Es war also nur noch eine Frage von Tagen und so war man nicht allzu überrascht als se Aktion hatte das Pfaram 19.April um 17.00 Uhr es hieß, die Franzosen (4. Kompanie, 1. Pz.-Regiment der Fremdenlegion) kommen aus Richtung Holzgerlingen. Fluchtartig verließ eine in Schönaich einquartierte Verpflegungseinheit unter Zurücklassung mancher Transportfahrzeuge den Ort Richtung Waldenbuch. Es kam zu Schießereien. Dabei wurde Adolf Ulmer, der mit seinem

die Stellung. Großmann, der Tage zuvor schon mal entlarvende Dokumente, Beweise. Listen und Unterlagen verbrannt hatte, nahm die Hitlerbüste und warf sie in "d'a Menkel" (Häuserzwischenraum) zum Nachbarhaus Schilling. flüchtete unter Mitnahme der Gemeindekasse in Höhe von 10.000 Reichsmark in den Keller des Nachbarn. Eine Stunde später zogen sich die Franzosen wieder unter Gefangennahme zurückgebliebener deutscher Soldaten Richtung Holzgerlingen zurück. Tagelang heulten die Sirenen der Panzerkaserne. Es war niemand mehr da der diese abschaltete. Ansonsten war Schönaich glimpflich davongekommen. Einige Gebäude wurden durch herumfliegende Splitter und Gewehrgeschosse leicht beschädigt.

Die Bevölkerung machte sich über die von den deutschen Truppen zurückgelassene Verpflegung her. Würste, Fleisch, Salz und Zucker, sogar Pfirsiche in Dosen und Kommissbrot dienten für viele Schönaicher in den kommenden Wochen als Zusatzverpflegung. Einsichtige Bürger berieten zusammen mit den im Ort untergebrachten französischen Zwangsarbeitern was zu tun sei. Zunächst sollten die Panzersperren zusammengesägt werden, was aber offensichtlich nicht allen gefiel, sollte doch Schönaich verteidigt werden. Doch etliche Schönaicher Frauen zogen vor das Rathaus und forderten, dass die Sperren nicht wieder errichtet wurden. Es siegte die Vernunft.

Am 20. April fuhren 9 Panzer und 4 Spähwagen in der Absicht den Ort notfalls unter Feuer zu nehmen, von Südosten im Halbkreis auf den Ort zu (Farrenstall, Kleines Feldle, Sägerei Schönhaar). Ein Panzerspähwagen fuhr in den Ort hinein. Dem ging der damalige evangelische Pfarrer Wilhelm Griasch im Talar entgegen. Die-

rerehepaar zuvor abge-sprochen. Auch Bürgermeister Großmann wurde von der Absicht unterrichtet, was aber auch als mit Konspiration Feind ausgelegt werden konnte und schlimm ge-



ahndet worden wäre, sofern deutsche Pferdefuhrwerk noch nach Hause in die Stellen davon Kenntnis bekommen hät-Wettgasse wollte, beim "Eichle" tödlich ten. Pfarrer Griasch übergab dem Panzergetroffen. Im Rathaus brach Verwirrung kommandanten die schriftliche Versicheaus. Schultheiß Wilhelm Großmann und rung in französischer Sprache (Frau Gria-Gemeindepfleger Ernst Wagner hielten sch hatte sie in französisch abgefasst),

dass sich kein deutscher Soldat mehr im Ort befinde. Der Leutnant schrieb auf die Rückseite des Zettels seine Bedingungen und Pfarrer Griasch ging damit ins Rathaus. Frau Griasch übersetzte diese Forderungen von Ablieferung aller Waffen, Radios, Ferngläser und Fotoapparate. Weiterhin würde jede feindliche Handlung sofort mit dem Tod bestraft, auch wer deutsche Soldaten noch beherberge. Die Forderungen wurde durch "Ausschellen" durch den Büttel bekannt gemacht. Als die Leute die verlangten Gegenstände bis 14.30 Uhr aufs Rathaus brachten, verschwanden die Franzosen wieder. Schönaich lag nun zwischen den Fronten, gab es doch in Böblingen noch eine deutsche Garnison mit SS-Verbänden und im Schönbuch sammelten sich ebenfalls deutsche Truppen. Eine SS-Patrouille aus Böblingen bemerkte in der Nacht zum 21. 4. die offenen Panzersperren und Bürgermeister Großmann sah sich kurz darauf 20 deutschen Soldaten gegenüber, die ihn bedrohten, er solle sofort wieder die Panzersperren schließen lassen und sich morgen um 11.00 Uhr vor dem Standgericht in Böblingen verantworten. Daraufhin ließ Großmann die Sperren schließen, doch dies war ietzt wieder ein feindlicher Akt gegen die französischen Truppen, der ebenfalls mit dem Tod bedroht war. Man merkt daran in welchem Zwiespalt die Verantwortlichen sich befanden. In seiner Not schickte Großmann zwei Bürger, nämlich Gottlob Maier und Sägewerkbesitzer Wilhelm Schönhaar, nach Böblingen um dort zu verhandeln. Als diese dort ankamen war die Kreisleitung bereits geflüchtet und der verbliebene deutsche Kampfkommandant hat sie mit den Worten "macht was ihr wollt", wieder nach Hause geschickt. Die Sperren wurden daraufhin geöffnet. Gegen Samstag Mittag marschierten nochmals Teile des deutschen 64. Armeekorps durch den Ort um sich im Schönbuch zu sammeln. Daraufhin kam es in Weil im Schönbuch zu massiven Kampfhandlungen bei denen Weil schwer verwüstet wurde.

Als französische Panzer am 22. April 1945 gegen 9.30 Uhr durch Böblingen rollten, bedeutete dies das Ende von Krieg und Nationalsozialismus im Kreis Böblingen. Nur fünf Tage hatten die Alliierten benötigt, um alle Städte und Gemeinden im Kreis "zu befreien". Von Süden und Westen her drangen die französischen Truppen in das Kreisgebiet ein. Der Widerstand war nur noch gering. Völlig aufgeriebene und demoralisierte deutsche Wehrmachtstruppen versuchten, sich in Richtung Schwäbische Alb zurückzuziehen. Die Gau-, Kreis- und Ortsgruppenleiter der NSDAP befanden sich teilweise auf der Flucht.

Sonntag Morgen den 22. April kamen immer noch welche deutsche Truppen durch Schönaich, die aber den Weg über den Laubach nahmen um in Richtung Tübingen zu kommen. Ob das denen geholfen hat, war fraglich, denn Tübingen den oder Unterhosen ausgeglichen werwar zu der Zeit bereits von französischen den. Jeder Haushalt hatte somit eine Gar-Truppen besetzt.

Am 23. April kamen die Franzosen nun schon zum dritten Mal und blieben vorerst. Joseph Deteuil, ein seit 1940 hier wohnender ehemaliger Kriegsgefangener und Fremdarbeiter bei der Fa. Stohrer. übernahm als neuer Ortskommandant die Verwaltung. Er wandte viel Unheil von Schönaich ab und bat, als er Schönaich verließ in einem Brief, Schönaich zu schonen, seien doch die französischen Fremdarbeiter hier immer aut behandelt worden. Jetzt wurde als erstes eine nächtliche Ausgangssperre von 22.00 Uhr abends bis 5.00 Uhr in der Früh verfügt. Es gab nun eine ständige Ortswache. Trotzdem kam es zu einzelnen Plünderungen. Am 6. eine Jagd auf Männer die man in Gefangenschaft abführte. 16-jährige ehemalige Flakhelfer wurden gesichtet und Männer die, aus welchen Gründen auch immer. noch nie Soldat waren, wurden zur Beute und in Gefangenschaft abgeführt. Sobald ein Fahrzeug gesichtet wurde, verschwanden ab nun nicht nur Frauen und Mädchen aus dem Ortsbild, sondern auch alle Männer und männliche Jugendliche. Auch heimkehrende Soldaten oder geflohene Gefangene mussten gemeldet werden und liefen natürlich Gefahr umgehend in die französische Gefangenschaft abgezunächst nicht heim, sondern hielten sich in der amerikanischen Zone auf, da die Amis dieses Problem etwas entspannter angingen. Als Karl Jehle am 8. Mai über-"Ma, willscht et lieaber wieader ganga!"

Bis 8. Juli von Marokkanern besetzt

Nun belegte eine Kompanie mit 250 dunkelhäutiger Marokkaner das alte Schulhaus samt Lehrerwohnungen. Gefährdet sahen sich vor allem weibliche Einwohner, kam es doch zu versuchten Vergewaltigungen (in einem Fall auch zur Vollendeten). Des Öfteren wurden Bauersleuten, welche aufs Feld gingen, die Wertsachen abgenommen. Viele Hühner wanderten in die Kochtöpfe der relativ unzivilisiert auftretenden Besatzer, obwohl Übergriffe durch die französischen Offiziere streng geahndet wurden. Einerseits seien die Franzosen sehr hilfsbereit gewesen, wenn z.B. jemand ins Krankenhaus nach Böblingen musste, andererseits aber so stur, dass jeder Einwohner die französische Fahne grüßen sollte, falls er an ihr vorüberging. Die Franzosen waren bis zum 8. Juli 1945 in Schönaich präsent, bevor die Amerikaner die Herrschaft übernahmen. Diese Zeit reichte aber aus. mitzunehmen was die Leute so an Wertsachen zu Hause hatten. Nahmen sie doch gegen Quittung 7 Autos, 3 Motorräder, 12 Fahrräder, 120 Radios und 80 Fotoapparate mit. Die Militär-Verwaltung setzte außerdem fest, dass Schönaich 585 Familien entsprach. Folglich mussten 585 Stück Herrenanzüge, Hemden, Hüte, Socken, Krawatten und Unterhosen abliefern. Fehlende Hüte konnten durch Hemnitur weniger im Schrank hängen.

US-Amerikaner sind da

Amerikaner waren praktische Leute, gehörten doch all jene Landkreise zu ihrer Zone, die von der Autobahn Karlsruhe -München durchschnitten wurden. So kam es, dass im Kreis Böblingen, mit all seinen Orten, die Amerikaner als neue Besatzer aufzogen. Grundsätzlich waren die Amerikaner gerner gesehen, brachten sie doch Lebensmittel mit, statt welche zu klauen oder zu plündern. Während die Franzosen es vorzogen, vom besetzten Land zu leben, hatten Amerikaner, Briten und Russen ihre Versorgung von außerhalb aufrecht erhalten.

Andererseits hatten die Amerikaner spä-Mai, 2 Tage vor der Kapitulation, gab es ter bei der Aufnahme von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen ein großzügig aufnehmendes Herz (17,7 % der Bevölkerung), währenddessen die Franzosen in ihre Besatzungszone praktisch niemand hereinließen (1 % der Bevölkerung). Die Amerikaner sind nicht als Befreier gekommen, sondern als siegreiche Besatzer. Sie traten aber nicht als Unterdrücker auf, verhängten aber ein Fraternisierungsverbot, also ein Verbrüderungsverbot, was sich später (durch das Frauleinwonder) als gescheitert herausstellte. Im Einzelnen wurden den Soldaten folgende Kontakte verboten: Das Betreten deutscher Häuser führt zu werden. Viele kehrten deshalb oder Wohnungen, der gemeinsame Genuss von Getränken, Händeschütteln, gemeinsames Spiel und Sport, der Austausch von Geschenken, die Teilnahme an deutschen Tanzveranstaltungen, geraschend heimkehrte, meinte sein Luisle: meinsames Spazierengehen, Diskussionen mit Deutschen, natürlich auch die Heirat deutscher Frauen und die Einguartierung in Häuser, die von Deutschen bewohnt waren. Dies führte zu Kuriositäten. in der Weise, dass z.B. ein Amerikaner übrige Lebensmittel lieber wegschmiss oder verbrannte, als es einem Deutschen zu geben. Wobei es den amerikanischen GI ein Vergnügen bereitete zu sehen, wie sich Deutsche auf weggeworfene Zigarettenstummel oder Kaugummis stürzten. Ab 8. Juni 1945 wurde amerikanischen Soldaten zunächst erlaubt, freundlich zu deutschen Kindern zu sein. Vom 14. Juli an - also kurz nach der amerikanischen Besetzung Stuttgarts - war es den Soldaten erlaubt, sich mit erwachsenen Deutschen auf Straßen und Plätzen zu unterhalten. Zwei wichtige Verbote blieben jedoch bestehen: So war es alliierten Soldaten weiterhin verboten sowohl unter dem gleichen Dach zu wohnen wie Deutsche, als auch deutsche Frauen zu heiraten. Dies Verbot existierte bis Dez. 1946.

In Böblingen besetzten die Amerikaner den Militärflughafen und die Fliegerhorst-Kaserne (spätere Wildermuth-Kaserne) und bis heute die Panzerkaserne. In Schönaich selbst eröffneten sie im Adlersaal einen sog. "Tropic-Club", wozu einheimische Handwerker die Inneneinrichtung gegen Bezahlung liefern durften. Doch schon bald lösten die Amis ihre Einrichtung wieder auf, nicht zuletzt deshalb weil sich die Zahl der us-amerikanischen Soldaten um Millionen verringert hatte.

Quelle: Ortsgeschichte v. Walter Jehle

Widerstand während der NS-Zeit in Schönaich

ie im vorstehenden Abschnitt angeklungen, war es während der NS-Zeit nicht leicht, gegen die Herrschaft zu opponieren. Bürgermeister und Schullehrer wurden, wollten sie ihren Job nicht teils sogar mit viel Engagement und Enthusiasmus, zu verbreiten. Sie hatten sich. wie z.B. im Falle Großmann, der in vernünftiger Weise nicht bereit war die Panzersperren schließen zu lassen, vor dem Standgericht zu verantworten. So gesehen war ab 1933 die gesamte beamtete Verwaltung gezwungen das böse Spiel mitzumachen, denn auch in Schönaich hatte die NSDAP immerhin eine stattliche Zahl von 48.3 % der Stimmen erhalten.

So wurde als erste Maßnahme der kpl. Gemeinderat gezwungen zurückzutreten und durch 10 von der NSDAP ernannten Personen ersetzt. Sofort haben diese beschlossen. Adolf Hitler zum Ehrenbürger zu erklären und die Gartenstraße in Adolf-Hitler-Straße umzubenennen. Die Kommunistische Partei (28 %) wurde verboten. Die SPD (7 %) fühlte sich bedroht und stellte keine eigenen Kandidaten mehr auf. 1935 wurde die Zahl der vom Kreisleiter bestimmten "Beigeordneten" sogar auf nur 6 NSDAP-Mitglieder reduziert. Das Führerprinzip spiegelte sich ebenfalls in der im Januar 1935 reichseinheitlich erlassenen Deutschen Gemeindeordnung (DGO) nieder: Oberste Aufsichtsbehörde der Gemeinden war der Reichsminister des Inneren, gefolgt von dem Reichsstatthalter und der Kommunalaufsicht. Der Gemeinde stand der Bürgermeister vor, der mit weitreichenden Kompetenzen ausgestattet war. Vertreten wurde er durch seine Beigeordneten. Diese wurden, ebenso wie der Bürgermeister, nicht gewählt, sondern berufen.

1936 waren 17 % aller Beamten und rund 33 % aller Lehrer Parteimitglieder der NSDAP. Nicht überraschend waren aber 97 % aller Lehrer des Deutschen Reiches Mitglied im NS-Lehrerbund. Wer als Lehrer nicht dem NSLB angehörte, dem drohten erhebliche Nachteile und Repressalien. So war es durchaus möglich den Rentenanspruch zu verlieren. Man kann also davon ausgehen, dass die wenigsten Lehrer aus Überzeugung und freiem Willen dem NSLB angehörten. Sicherlich war die Angst Nachteile zu haben, oder gar seinen Beruf nicht ausüben zu können, viel größer und beeinflusste die Entscheidung zum Beitritt in die Organisation erheblich.

Auch Handwerker die nicht Parteimitglieder waren, erhielten ab sofort keine Aufträge mehr von der Gemeinde. Bgm. Großmann sah sich veranlasst junge Männer, die bei den Paraden nur zuschauten zum Mitmachen aufzufordern mit den Worten: "Ein junger Mann wie du, trägt Uniform!" Auf die Erwiderung, "dass man diese noch früh genug anziehen müsse" erfolgte Tage darauf prompt der Einberufungsbefehl zum Militär, welcher ohnehin vermutlich gekommen wäre.

Vereine wurden "gleichgeschaltet", prakverboten tisch und durch Organisationen ersetzt. So auch der Turnverein TV Schönaich 05 samt Turnhalle.

Hier gilt es zu wissen, nicht nur Schalke verlieren, gezwungen die Partei-Ideologie. 04. sondern viele Vereine in Deutschland wurden in den Jahren 1904 - 1905 gegründet. Auch der Musikverein wurde 1905 gegründet. Das lag daran, dass im Kaiserreich durch die Sozialistengesetze praktisch ein Parteienverbot bestanden hatte. Und das hat die sozialdemokratisch gesinnten Leute, als "Reichsfeinde" und "vaterlandslose Gesellen" beschimpft, zu einer List greifen und stattdessen Vereine gründen lassen. In den Wirtshaus-Sälen turnten oder musizierten vorne zur Tarnung die Kinder und in den Hinterzimmern wurde weiterhin Politik betrieben.

Der 2. Vorsitzende des TV 05 Gottlieb Krämer (*1876, Sattlermeister in der Rosenstraße wohnhaft), hatte besonders darunter zu leiden, da er stets bei den Wahlen aus innerer Überzeugung mit NEIN gegen Hitler und seine Partei stimmte. Es handelte sich ja um keine freien Wahlen, denn die Wahlunterlagen waren gekennzeichnet und die Wahlhelfer wussten genau wer wie gestimmt hatte bzw. nicht zur Wahl gegangen ist. Noch in der Wahlnacht, so wurde gesagt, habe man nicht nur ihm, eine in Lumpen gekleidete Vogelscheuche auf das Hausdach gesetzt, so dass alle sehen konnten welcher "Lump" gegen Hitler gestimmt hatte.

Noch schlechter erging es Maurermeister Wilhelm Vögele (*1900). Wie viele andere am Ort war der damals noch angestellte Maurer der kommunistischsozialistischen Idee nicht abgeneigt, hatte aber das Pech direkt neben einer NS-Größe zu wohnen. Diesem wiederum "stinkte" es gewaltig, dass Wilhelm Vögele, leicht erhöht durch die Hanglage, auf ihn herüberblicken konnte. Das veranlasste den NS-Mann einen hohen Bretterzaun als Blickschutz zwischen sich und dem "Kommunisten" zu errichten. Vögele ließ sich das aber nicht gefallen und errichtete seinerseits einen Hochsitz, den er nach Feierabend bestieg um sich ein wenig umzuschauen. Sein Neffe, Nachbar und ebenfalls Maurer Georg Nagel spielte dazu Handharmonika (beide gründeten nach dem Krieg ein eigenes Baugeschäft). Heute würde man sagen: Privatsache. Nicht jedoch damals, denn Vögele wurde von der Gestapo abgeholt und umgehend ins KZ-Heuberg zur politischen Umerziehung verfrachtet, was mit unmenschlicher Demütigung verbunden war.

Ab 1938 musste Vögele bei der O.T. (Organisation Todt) dienen. 1939 wurde er sofort zum Militär eingezogen und kam an die Front weit weg von Zuhause nach Norwegen. Das hatte natürlich immense Auswirkungen auf seine Familie. In den Zeiten auf die Fürsorge der Gemeinde zu hoffen erübrigte sich. Gottlob Lauxmann berichtet wird, hat deshalb während sei-

Die Kriegskasse

Die deutschen Truppen hatten in der Eile im Gasthaus "Rose" eine Holzkiste mit 4 Stahlkassetten zurückgelassen. Der Rosenwirt hatte sie nicht geöffnet, sondern als ehrlicher Finder ins Rathaus gebracht, wo die Kiste in Anwesenheit des Bürgermeisters, des Pfarrers und des Gemeindepflegers geöffnet wurde. Es befanden sich darin 1.200.000 Mark darin. Neu gedruckt und gebündelt! Die Stahlkassetten blieben ungeöffnet. Wer weiß was da noch herausgekommen wäre? Was war zu tun? Man verständigte den damaligen Landrat Atorf, welcher die Kiste abholen und sie zur Kreissparkasse nach Böblingen bringen ließ. Dort erschien alsbald ein französischer Offizier, schrieb eine Quittung aus und nahm das Geld auf Nimmerwiedersehen an sich. Nach Aussage der Amerikaner soll der Offizier das Geld tatsächlich für sich selbst verwendet haben um dafür eine Fabrik in Frankreich zu kaufen. Man versicherte den Schönaichern aber, dass diese 1,2 Millionen von späteren Reparationszahlungen abgezogen werden würde.

zuhause angewiesen, sich stets nach dem Wohlbefinden der Familie Vögele zu erkundigen und notfalls mit Essen zu versorgen. Wie in Folge 4 noch zu erfahren sein wird, war Gottlob nach Ende des Ersten Weltkrieges der kommunistischen Partei beigetreten und hat dort bei Wahlkampfveranstaltungen Reden gehalten. Er war stolz darauf, dass, vermutlich wegen seiner Redebegabung, 1924 die kommunistische Partei in Schönaich ihr bestes Ergebnis erzielte. Also durchaus ein Gesinnungsgenosse von Wilhelm. Gottlob, als alter Kommunist bekannt, wurde gleichfalls 1939 zu Kriegsbeginn als 43iähriger und 1. Weltkriegsveteran, zusammen mit den 18-Jährigen zum Militär einberufen. Das wird ja seine Gründe gehabt haben!

Wilhelms Bruder Johann-Georg Vögele, ebenfalls Maurermeister, Sozialdemokrat und Gründungsmitglied des Turn- und Sportvereins 05, ist den Wahlen schon deshalb ferngeblieben, da er keinen "österreichischen Gefreiten" zu seinem Führer wählen wollte, zumal er es im 1. Krieg immerhin zum Feldwebel gebracht hatte. Die Leute aus dem "graußa Vatterland" (gemeint waren die Herren in Berlin) konnte er ohnehin schwer ertragen. Dessen Frau sagte immer ahnungsvoll: "Wann d so weitermachscht kommscht au no uff d Haiberg!" Das ist zwar nicht eingetreten, jedoch aber die Tatsache, dass nach dem "Omsturz" von den Amerikanern ein Bürger mit "weißer Weste" als Übergangsbürgermeister gesucht und in Johann-Georg Vögele gefunden wurde. Da er keine Verwaltungserfahrung hatte, ist dem 60-Jährigen bald der Büroalltag mit Besatzung, Einquartierungen, Flüchtlingselend, Wohnungszwangsbewirtschaftung, Brotmarken usw. zu dumm geworden und er hat sich lieber wieder seinem Baugeschäft gewidmet. Immerhin hatte er noch das zweifelhafte Vergnügen bei der Entnazifizierung von Wilhelm Großmann mitzuwirken. Er stellte ihm gönnerhaft ein positives Zeugnis aus, da durch diesen (*1896), von dem in der folgenden Serie direkt auch niemand zu Schaden gekommen ist und er am Ende sehr verantwornes Einsatzes im 2. Weltkrieg seine Frau tungsvoll beim "Omsturz" reagiert hatte.

Fortsetzung (3) der Lebenserinnerungen von Gottlob Lauxmann

Diesen Aufsatz hat **Gottlob Lauxmann *1896**, eigenhändig 1975/1976 aus dem Gedächtnis heraus aufgeschrieben. Er war einer der Wenigen die beide Weltkriege aktiv als Soldat miterlebt hatten. Er war bekannt auch unter dem Namen "**Somme-Gottlob**", da er viele Erlebnisse darüber erzählt hat. Er hat dem Tod ins Auge geblickt, hat die "**Hölle von Verdun**" selbst erlebt und beschrieben wie von seiner Kompanie mit 150 Mann am Ende des Tages nur noch 12 übriggeblieben sind. Die 1. Ausgabe berichtete von seiner Kindheit, der Schul– und Konfirmandenzeit und erste Eindrücke in der Zigarren-Fabrik bis hin zur Rekrutenzeit. Fortsetzung Nr.2 berichtet von der "Hölle von Verdun", der "Schlacht an der Somme" und von der legendären "Höhe 304".



Amputationsgefahr und Darmkatarrh

Mein Kamerad hat sich, anders als ich, der ich unbedingt befördert werden wollte, krank gemeldet. Am andern Tag wurde der Kompanieführer schwer verwundet und musste mit einem Granatsplitter im Kopf in den Sanitätsstollen getragen werden. Da war mir gleich klar, dass das mit der Beförderung nun nichts würde. Die Kälte nahm weiter zu. Warmes Essen gab es kaum mehr und das Brot im Brotbeutel war meist gefroren. Wir hatten keine andere Wahl als es so zu essen, obwohl es dem Magen nicht gut tat. Die Folgen blieben natürlich nicht aus, nämlich Magen- und Darmkatarrh. Ich spürte auch an meinen Füßen, dass sie unter dem Frost gelitten hatten. In der 7. Nacht kam es dann endlich zur Ablösung. Ich war noch der einzige der vom ersten Tag an dabei an der Front war. Diejenigen welche nachgeschoben wurden, waren meist älter als 28 Jahren und solche die von Feldlazaretten zurückkamen. Beim Marschieren von der Stellung bis zu den Unterständen in der Vaux-Schlucht spürte ich gar nichts mehr in meinen Füßen. Es war alles gefühllos beim Auftreten. Aber als wir in die Wärme des Bunkers kamen, fühlte ich unbeschreibliche Schmerzen. die sich immer mehr steigerten. Ich bat zwei meiner Kameraden, mir doch die Stiefel auszuziehen. Die zogen mich auf dem Boden hierhin und dahin, aber ohne Erfolg. Zuletzt rief einer: "Macht euch doch nicht solche Mühe und schneidet die Stiefel mit einem Messer auf, der braucht sowieso keine Stiefel mehr." Dies war dann auch bald geschehen. Doch da kam etwas Schreckliches zum Vorschein. Die Füße waren so geschwollen, dass das entzündete Fleisch die Socken hindurch drang, die ebenfalls mit dem Messer entfernt werden mussten. Meine Füße sahen nicht mehr aus wie Füße, sondern wie zwei Fleischklöße. Ich konnte es kaum erwarten bis es Tag war, da die Schmerzen sich immer mehr steigerten. Selbst war ich nicht mehr fähig zu gehen. Daher trugen mich meine Kameraden in den Sanitätsunterstand. Um 8 Uhr kam der Stabsarzt und sah sich meine Füße an. Er sagte ernst zu mir: "Mein Freund, Sie können Gott danken, wenn man Ihnen nicht beide Füße abnehmen muss." Diese Botschaft war natürlich ein Schrecken für mich. Ich war mir sofort bewusst, dass ich mich wegen einer Beförderung so in Gefahr begeben hatte. Eine Stunde später trugen mich zwei Sanitäter zu der Verwundeten-Sammelstelle die ½ Stunde entfernt war.

Feuerüberfall

Die Sanitäter waren mit mir noch nicht lange unterwegs, als ein Feuerüberfall einsetzte. Die beiden Träger liefen dem Vaux -Schlucht-Stollen zu, setzten mich auf meiner Bahre aber mitten im offenen Gelände ab. Da lag ich nun und wusste nicht, ob mich eine Granate trifft. Ich faltete die Hände und betete: "Bewahre mich Herr Jesus, dass ich nicht getroffen werde." Der Feuerüberfall war dann bald beendet und die Träger kamen wieder. Sie nahmen die Bahre auf ihre Schulter und liefen so schnell sie konnten der Sammelstelle zu. Da standen Sanitätswagen mit Pferden bespannt. Es war im Innern der Wagen allerdings kein Platz mehr frei. Da rief ein Kutscher: "Den kann man zu mir heraufsetzen auf den Bock", was dann auch geschah. So ging es über Stock und Stein und ich hatte nur zu staunen, wie viel Granattrichter während der 7 Tage neu hinzugekommen waren. Das Artilleriefeuer setzte wieder ein und die Pferde merkten früher als wir, wenn wieder eine Granate geflogen kam. Sie stiegen mit den Vorderfüßen ganz ängstlich hoch. Es war schon Glück dabei, dass wir nicht vom Bock geschleudert wurden, und ich war so froh, als sie mich heil herunter nahmen. In der Sammelstelle wurde entschieden, ob wir in ein Feldlazarett oder nach Deutschland kamen. Dazu wurde jedem ein Zettel angehängt.

Im Lazarett

Ich wurde in einen Lazarettzug getragen und kam nach Wiesbaden. Es war kurz vor Weihnachten 1916. Als wir aber im Lazarett ankamen, sagten sie uns gleich sie hätten schon Weihnachten gefeiert. Das machte uns gar nichts aus, Hauptsache war, dass wir in Sicherheit und im Lazarett waren. Die Schmerzen in meinen Füßen waren nicht mehr so stark wie zuvor. Doch hier im Lazarett wurden sie wieder schlimmer. Ich musste täglich zwei Stunden meine Füße in Mineralwasser baden. 14 Tage unter großen Schmerzen und wenig Schlaf. Doch dann trat langsam Besserung ein. Die schwarzen Punkte, vor denen der erste Arzt im Felde solche Angst hatte, gingen zurück. Wie dankbar war ich darüber, dass es zu keiner Amputation kam. Anfänglich verging die Zeit sehr langsam, aber als ich Gehversuche machen durfte und später auch Ausgang hatte, fühlte ich meine Langeweile und freute mich auf die Entlassung. Es wäre noch manches vom Lazarett zu berichten, aber ich will lieber schweigen.



Zurück ins Feld – Infanterie-Regiment 125

Ich kam zu meiner alten Garnison zurück und von dort bald wieder ins Feld, nur nicht mehr zum alten Regiment, sondern zum Regiment 125. Dort, vor der Stadt Arras startete der Feind im April 1917 eine Offensive um die Front zu durchbrechen. Wir erlitten dabei schwere Verluste, weshalb jetzt württembergische Regimenter Ersatz liefern mussten. Wir merkten bald, dass wir einen guten Tausch gemacht hatten, denn hier war erstens das Essen besser und zweitens auch die Behandlung durch die Vorgesetzten. Es war alles ganz anders und es hat uns hier gefallen. So war es schon ein Unterschied zu welchem Regiment man gehörte. Von den Erlebnissen bei Arras möchte ich nicht viel erzählen, nur so viel:

Schrapnells bei Arras

Es war der wunderschöne Maisonntag 17. Mai 1917 und Pfingsten. Ich lag allein in meinem Erdloch und fühlte mich sehr einsam. Mein Kamerad, ein Landsmann von mir, wurde nämlich am Freitag vor Pfingsten verwundet und das kam so: Er war 5 Jahre älter als ich und verheiratet. Wir verstanden uns gut und lagen zusammen in einem Loch, das wir in einen Granattrichter hin-ein gegraben hatten. Er wollte immer den hintersten Platz im Loch einnehmen, was ich ihm auch gerne erlaubt habe. An diesem Freitag schossen die Engländer immer mit Schrapnellgranaten, deren Kugeln eine große Streuung hatten. Das Unwahrscheinliche geschah, denn plötzlich schrie mein Landsmann: "Oh je, mich hat eine Kugel erwischt!" Er glaubte sich immer so sicher hinter mir, und nun war es doch

geschehen. Ich verband ihm seine Wunde, aber dann musste er warten bis es Nacht war. Wir verabschiedeten uns und es war ein Schmerz für beide. Er ging nach hinten und ich nach vorn, denn mein Platz war ein Horchposten in einem Granattrichter. Darin war mein Landsmann gar nicht mit mir einig gewesen, dass ich mich immer freiwillig nach vorn meldete, sei es als Patrouille oder auf Horchposten. Er konnte öfters sagen: "Dir werden sie schon noch eine an deinen Rübenhafen schießen, das wirst du sehen." Wir hatten uns aber trotzdem gern und daher litt ich an dem Pfingstsonntag auch unter der Einsamkeit. Die Engländer schossen wieder mit Granaten auf unsere Linie. Gegen Mittag dachte ich: "Gehst zu den nächsten Kameraden", die etwa 30 m entfernt waren, dass es nicht so langweilig ist. Ich musste durch einige Granattrichter hindurch kriechen und meine Kameraden beobachteten mich genau. Ich wusste nicht was vorgefallen war, denn eine Zeitlang war ich bewusstlos und kam erst wieder zu mir als es über mir brodelte und dampfte. Die andern aber riefen: "Mensch hast du ein Glück gehabt, wir haben genau gesehen wie eine Granate über deinem Rücken in die Trichterwand einschlug und stecken blieb. Der Luftdruck hat dich auf den Boden gedrückt und deshalb warst du bewusstlos!" Nur danken konnte ich, dass die Granate nicht losgehen durfte, denn sonst wäre von mir nichts anderes übrig geblieben als Fleisch- und Kleiderreste.

Bei einem **Schrapnell** handelt es sich um eiserne Hohlgeschosse, welche mit 13 bis 17 g schweren Bleikugeln gefüllt sind. Die Entfernung des Sprengpunktes vom Ziel beträgt etwa 50 m, um den Sprengteilen eine möglichst große lokale Ausbreitung zu ermöglichen. Der Abstand des Schrapnells vom Erdboden beträgt zu diesem Zeitpunkt, je nach Schussweite und -art, zwischen 3 und 10 m. Der Einsatz erfolgte gegen sogenannte Weichziele. Während des Ersten Weltkrieges wurde das Schrapnell durch die Sprenggranate ersetzt.

Neue Waffen - Gift

Ich habe wieder einige gute Freunde in der Kompanie gefunden, so dass der Trennungsschmerz von meinem Landsmann bald vergessen war. Nach kurzer Zeit wurden wir bei Arras wieder abgelöst und kamen in Ruhe nach Cambrai. Zuvor hatten wir aber noch etwas so Gefährliches durchzustehen, so wie wir es noch nie erlebt hatten.

Beim Nachbarregiment versuchten die Engländer einen Angriff am hellen Nachmittag. Wir 125er lagen etwas höher als die die angegriffen wurden und konnten deshalb gut helfen, den Angriff abzuschlagen. Aber da brach vor unserer Front etwas los. Es flogen Gegenstände durch die Luft, die zwar nicht schnell auf uns zukamen, aber als sie kamen wussten wir, dass es die uns unbekannte, todbringende Munition war. Es waren Minen die mit dem Aufschlag nach allen Seiten eine brennende Flüssigkeit versprühten und wenn ein Soldat von diesem Gift etwas abbekommen hatte, war er unfehlbar verloren. Das Feuer drang gleich durch die Uniform hindurch und mit großem Schmerz musste man sterben. Und zwar ging das sehr schnell. Das Gesicht wurde blaurot und geschwollen, dann trat der Tod ein. Warum die Engländer diese Waffe einsetzten wussten wir auch nicht. Es hieß, sie wollten Rache nehmen, weil das Regiment das vor uns in dieser Stellung lag,





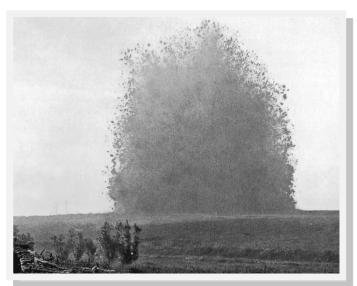
ihnen starke Verluste zufügten durch den Einsatz von Flammenwerfern. Das war ja genauso schrecklich wie die Vergeltung, die wir jetzt zu spüren bekamen. Die Engländer wähnten, es sei noch dieses Regiment in der Stellung. Solche Verwechslungen gibt es eben im Krieg, da geht es oft sehr ungerecht zu.

Sonntags beim Friseur

Wie ich schon berichtete, kamen wir nach Cambrai in Ruhe. Es war Samstagabend als unser Regiment in einer ganz großen Schule ins Quartier kam. Es war in einer riesigen Stadt. die 1914 ohne Kampf eingenommen werden konnte. Das Leben schien ganz normal weiterzugehen und auch Zerstörungen waren keine zu sehen. Am Sonntagmorgen ging ich ganz allein in die Stadt, um sie zu besichtigen. Ich meinte, mehr deutsche Soldaten auf den Straßen zu treffen, aber ich sah immer nur Franzosen. Als ich zu einem Friseurladen kam, ging ich hinein, um mich rasieren zu lassen. Ich wunderte mich sehr, als da etwa 15 - 18 Franzosen saßen, um sich ebenfalls rasieren zu lassen. Sie waren ganz erstaunt, dass da so ein "Boches" allein hereinkam. (Schimpfwort für die Deutschen, Anm. d. Red.) Mir war es auch nicht ganz geheuer unter diesen vielen Franzosen. Der Friseur nahm mich zum Glück bald dran und ich war froh, als ich fertig war und aus dieser heiklen Lage herauskam. Ich bezahlte etwas mehr als er verlangte, dafür hat er sich sehr bedankt. Nachher dachte ich, was diese Monsieurs wohl über mich gesagt haben, als ich weg war. Die werden sicher vielerlei Ansichten gehabt haben: Entweder ist es ein recht Frecher oder ganz Dummer. Vielleicht auch: Den hätten wir gut beseitigen können, ohne dass es jemand gemerkt hätte. Es war bestimmt eine Gefahr für mich. Nach kurzer Zeit wurden wir von Cambrai abtransportiert und kamen noch einige Tage in die große Stadt Lille. Es war hier aber nicht besser, sondern in mancher Beziehung schlechter als in Cambrai. Viele von uns suchten Stätten auf, die für deutsche Soldaten kein Ruhm waren. Nur ein kleines Häuflein von uns machte hier nicht mit. Als wir dann abtransportiert wurden, mussten wir von den andern viel Spott und manche Namen hören.

In Flandern

Das hörte erst auf als wir in Flandern ankamen und der Befehl kam: "Sofort an die Front, es stehe nicht gut." Als wir am andern Morgen eingesetzt wurden, kamen wir in eine Stellung, in der keine Bunker waren, sondern nur große Granattrichter wie wir sie vorher nirgendwo gesehen hatten. Die Engländer hatten hinter dem Kemmelberg viele schwere Schiffsgeschütze eingebaut. Unsere Gruppe musste Stellung nehmen in einem großen Granattrichter an der Straße von Langemark bis Poelkappele, da war genug Platz für uns. Von der Straße aber war nicht mehr viel zu sehen. Da setzten auf einmal die schweren Geschütze ein. Von den Einschlägen dieser Granaten explodierte der Dreck in Säulen so hoch und so breit wie ein Kirchturm. Bis diese Erdmassen wieder auf dem Boden waren, gab es ein Getöse, das furchtbar war. Wenn ein Soldat in der Nähe war, wurde er vollständig verschüttet. Der erste Verlust an diesem Morgen war der Soldat, der uns am meisten verspottet hatte. Ein Granatsplitter riss ihm die rechte Hand am Gelenk fast vollständig ab; sie hing nur noch an einer Sehne. Ich habe mir gleich Gedanken gemacht, als ich den Ehering an der herabhängenden Hand sah. Er musste jetzt der erste sein, der verwundet wurde. Ein Kamerad schnitt die Hand mit seinem Taschenmesser vollends ab und warf sie samt dem Ehering über den Granattrichter hinaus. Ich rief ihm zu: "Gottlob, gib ihm doch seinen Ehering!", aber der war nicht mehr vom Finger herauszubringen. Der Verwundete wollte den Ring auch nicht mehr. Das Feuer der Schiffsgeschütze ging weiter und die Gedanken kamen in uns auf, wer von uns wohl noch den Abend erleben wird. Aber wir hatten Glück. Außer dem einen Kameraden waren noch alle am Leben. In der Nacht ließ das Artilleriefeuer nach, aber am nächsten Morgen ging es in unverminderter Härte weiter. Am dritten Tag gab es wieder etwas Neues.



Englische Tanks

Wir hörten einen großen Lärm wie von Dampfmaschinen, konnten aber weiter nichts sehen, bis auf einmal am Horizont solche Ungeheuer aufstiegen. Es waren so genannte Tankoder Panzerwagen, die ersten die wir gesehen haben. Das gab schon eine Aufregung bei uns, denn wir wussten noch nicht, wie sich diese Ungeheuer entpuppen würden. Mit ihrem Krach und Maschinengewehrfeuer machten sie auf uns einen beängstigenden Eindruck. Wer wird dieses Unheil überstehen? Ein Zurückeilen gab es da nicht, denn mit ihrem Maschinengewehr konnten sie alle Fliehenden wegmähen. Zum Glück hatten wir schon die K-Munition bekommen. Unsere Heeresleitung wusste, dass der Feind bald mit diesen Ungeheuern kommen wird. Es kam daher der Befehl das Gewehr mit K-Munition zu laden. Wir schossen was wir konnten, aber ich glaube nicht, dass unsere K-Munition die Panzer aufgehalten hat, sondern es waren mehr die großen Granattrichter die in dem Gelände vorhanden waren. Wir sahen, wie die Panzer umherschwankten und einer nach dem andern umkippte und liegen blieb. In





der Nacht ging eine Patrouille hinaus, um zu erkunden ob die Besatzung noch im Panzer war. In einem Panzer konnten sie noch Soldaten feststellen, aber es war so, dass die Ausgangstüre versperrt war, und die Besatzung sich deshalb nicht mehr retten konnte.

Unter Wellblech

In der anderen Nacht wurden wir vom 3. Bataillon abgelöst und kamen einige Tage in Ruhe. Unsere Kompanien wurden in dieser Zeit wieder aufgefüllt. Es kamen Rekruten vom Jahrgang 1898 hinzu. Wir kamen dann aber wieder in Stellung. Die Lage war noch dieselbe, nur die Mannschaft eine andere, aber uns gefiel sie besser als die vorige! Morgens stritten sich zwei von den neuen Kameraden um eine Fleischbüchse. Wir ermahnten sie, doch nicht darum zu streiten, sie wären vielleicht heute noch froh aneinander. Das Schießen der schweren Artillerie setzte wieder ein und am Nachmittag nahm es an Heftigkeit zu. In unserer Nähe schlug eine Granate ein. Ich hörte sie nicht kommen und lag dann plötzlich bewusstlos unter einem Wellblech. Woher dieses Blech kam, weiß ich nicht, ich hatte vorher nirgends so etwas gesehen. Als ich wieder zum Bewusstsein kam, war es Nacht und dunkel um mich herum, aber ich merkte gleich, dass ich verschüttet war. Durch das Blech, das auf mir lag, war noch genügend Sauerstoff vorhanden, um am Leben zu bleiben. Ich sah mich um und entdeckte dann, dass etwa 3 m entfernt ein Lichtstrahl hereinfiel, Aber es schien trotzdem fast aussichtslos, unter dem Wellblech hervorzukommen, denn es lag eine große Last Erde darauf. Ich probierte es mit aller Kraftanstrengung und konnte mich endlich befreien. Aber was hörte ich da für ein Geschrei? Die zwei Kameraden, die morgens noch wegen einer Fleischbüchse gestritten hatten, lagen etwas abseits von dem Trichter und waren schwer verwundet. Neben ihnen ein toter Kamerad und einer der einen Granatsplitter in den Arm bekommen hatte, war schon einige hundert Meter weit weg, um zum Verbandsplatz zu kommen. Das wurde ein langer, böser Nachmittag für mich. Sie schrieen immer. "Verbind uns doch!" Aber wo sollte ich da anfangen? Einem war das Fleisch von beiden Schenkeln weggerissen, dem anderen waren beide Hände völlig zerstückelt. Sie bluteten beide so stark, dass man befürchten musste, sie verbluten bald. Ich rief aus Leibeskräften nach Sanitätern, denn ich allein konnte hier nichts ausrichten. Meine beiden Verbandspäckchen und die der beiden verletzten Kameraden waren bald verbraucht, denn was nützen 6 Päckchen bei solchen Wunden? Es erschien kein Sanitäter trotz meines lauten Rufens. Dann sagten beide zu mir: "Lauxmann, lass mich trinken." Sie selber hatten nichts mehr in ihren Feldflaschen und ich hatte auch nicht mehr viel, gab ihnen aber meinen Rest gerne. Zuletzt baten sie mich nur noch, mit ihnen zu beten.



K – Munition. Bei der Patrone SmK (Spitzgeschoss mit Kern) handelt es sich um ein Geschoss mit einem in ein Bleihemd eingebetteten gehärteten Stahlkern. Sie sollte zur Bekämpfung leicht gepanzerter oder in Deckung befindlichen Zielen eingesetzt werden.

Das war nicht leicht für mich, aber sie wurden nachher doch etwas ruhiger. Für mich war es ein schwerer Nachmittag, bei den beiden Schwerverwundeten zu sein und sehen wie sie unter großen Schmerzen litten und nicht helfen zu können. Erst als dann die Dämmerung hereinbrach, kam ein Unteroffizier, dessen Gruppe etwa 300 m von mir entfernt lag.

Dieser war in der Kompanie bekannt als einer, der immer half wo Not war. Was war doch das eine Wohltat für mich, nicht mehr allein zu sein mit den Verwundeten. Er sagte mir, dass sie mich schreien gehört hätten, aber keiner weggehen konnte, weil sie auch Verluste hatten und die beiden Krankenträger von der Kompanie selbst verwundet worden waren. Er meinte, dass die beiden Verwundeten nicht mehr lange leben werden und auch zu schwach seien, um zurücktransportiert werden zu können. Dem toten Kameraden nahmen wir Geld, Erkennungsmarke und Wertgegenstände ab und der Unteroffizier gab die Sachen dem Kompanieführer. In der andern Nacht wurden wir wieder abgelöst und kamen 4 Tage in Ruhe. Unsere nächste Stellung war rechts von der vorigen. Dort war es mit dem Artilleriefeuer etwas ruhiger als bisher. Es war auch witterungsmäßig nicht mehr so heiß wie in den letzten Tagen.

Am 27. August 1917

regnete es und war richtig nasskalt. Es war 15 Uhr, als unerwartet ein Überraschungsangriff der Engländer einsetzte. Ein Feldwebel der Artillerie war gerade als Beobachter in unserer Linie und gab sofort Alarm zurück zu seiner Truppe. Die hatten erst vor einigen Tagen neue Geschütze bekommen und schossen sofort einen Feuerhagel den anstürmenden Engländern entgegen. Man konnte vor lauter Rauch und Erde die Feinde gar nicht mehr sehen. Der Angriff war also abgeschlagen. Wir kamen dann in die zweite Linie zurück, wurden aber von der



Artillerie heftig beschossen. Dort hatten wir jedoch gute Unterstände. Es waren zusammengeschossene Häuser auf denen starke Baumstämme lagen. Es wurde gemunkelt, dass unsere Division nach Italien kommen sollte. Wir freuten uns auf dieses Wegkommen von der Westfront, doch war ich leider dann durch eine Verwundung nicht dabei. Noch zwei Kameraden mit mir. Wie ich schon erwähnt habe, lagen wir in einem dunklen Unterstand ganz eng beieinander, so dass man sich kaum bewegen konnte. Unsere Gewehre waren mit Dreck überzogen und im Unterstand war keine Möglichkeit sie zu reinigen, denn es war zu dunkel und zu eng. Wir wollten aber unsere Gewehre nicht verrosten lassen und entschlossen uns, in die nebenanliegende Waschküche zu gehen um unsere Gewehre zu säubern. Wir waren zu dritt, als wir uns aufmachten. Auf dem Tisch, der darin stand, machten wir unsere Gewehre auseinander und fingen an, sie zu putzen. Den Engländern war dies offensichtlich egal und so schossen sie mit ihrer Artillerie in die Nähe unseres Unterstandes. Eine Granate schlug ganz nahe von unserer Waschküche ein. Meine Kameraden wollten in den Unterstand zurück, aber ich sagte zu ihnen: "Erst wenn die nächste wieder so nahe kommt, dann gehen wir." Die beiden ließen sich aber nicht halten und verließen den Raum. Als sie gerade in das Unterstandsloch hineinschlüpfen wollten, schlug eine Granate daneben ein und verwundete beide.

Verletz

Ich war noch in der Waschküche, hörte keine Granate kommen, doch plötzlich wurde ich mit Gipsstaub überschüttet. Drei Granatsplitter trafen mich. Einer saß auf der Brust. Er zerriss einen Knopf vom Waffenrock, sowie den einer Zivilweste die ich darunter trug. Der zweite ging in mein rechtes Ellenbogengelenk. Der Arm fiel mir wie leblos hinunter, da keine Kraft mehr in ihm war. Der dritte war ganz klein, verursachte mir aber trotzdem viel Schmerzen. Er ging am linken Zeigefinger hinein und blieb am zweiten Gelenk stecken. Dieser wurde mir im Feldlazarett, in das ich zuerst kam ohne Narkose herausgenommen. Der Stabsarzt sagte: "Das ist ein kräftiger junger Kerl, der hält das gut aus." Doch für mich wurde es eine schwere Geburt. Drei Sanitäter mussten sich auf mich legen, dass ich mich nicht mehr rühren konnte. Daraufhin kam ich bald mit einem Lazarettzug statt nach Italien nun nach Deutschland und zwar nach Andernach a. Rh. Es dauerte schon einige Monate, bis die Wunden alle verheilt waren.

In Stuttgart mit neuer Gesinnung

Im Februar 1918 ging es weiter nach Stuttgart in die Rotebühlkaserne. Da gefiel es mir gut. Bei der Garnisonskompanie musste ich viel Wache schieben. Eines Tages wurde ich aber selbst auf der Arresthauswache vom Militärbefehlshaber unschuldig in den Arrest gesteckt. Diese Tage haben dazu beigetragen, dass ich alles bisherige über Bord geworfen habe und eine ganz radikale Gesinnung angenommen hatte. Und das kam so: Wie beim Kommiss üblich wurden immer wieder Kontrollen durchgeführt und wenn einer der Arrestanten nur einen Waffenrockknopf offen hatte, oder keinen Brustbeutel um, bekam er gleich noch drei Tage Arrest dazu. Der Feldwebel und ich mussten mit dem Befehlshaber von Zelle zu Zelle gehen. Der Feldwebel musste die Türen aufschließen, aber wehe, wenn einer nicht schnell genug von der Pritsche herunter gesprungen ist, der hat gleich seine 3 Tage dazu bekommen. Ich war als alter Frontsoldat über diese Ungerechtigkeit innerlich so entrüstet, dass ich ihm, als er mich etwas fragte, keine Antwort gegeben habe. Er war früher in Ludwigsburg als Kompanieführer und Bataillonsführer ein gefürchteter Offizier. Die älteren, gedienten Soldaten von Schönaich konnten nicht genug davon erzählen, wie unverschämt er seine Untergebenen behandelt hatte. Sein Ausspruch war immer wieder: "Wenn ihr mich seht, seht ihr den Teufel." Dem musste ich jetzt in die Hände fallen, damit er seine Willkür an mir auslassen konnte. Er schrie mich an: "Der Mann bekommt fünf Tage strengen Arrest." Er fragte dann noch bei meiner Feldkompanie an, wie ich mich draußen an der Front verhalten habe. Von dort wurde mir aber ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt. Mein Verhalten sei stets ein sehr vorzügliches und tapferes gewesen. Daraufhin hat er die 5 strengen Tage in 2 gelinde umgewandelt. Doch bei mir war der Groll noch nicht weg, obwohl mich der Arresthaus-Feldwebel mit genügend Lesestoff versorgte. Er sagte zu mir: "Ich weiß, dass du unschuldig hier bist, aber es ist nun einmal so, dass, wenn man mit dem Kommandanten in Berührung kommt, man mit einem Fuß schon im Arrest ist!"

Ich kam dann im Sommer wieder ins Lazarett nach Stuttgart wegen Zellgewebsentzündung an der rechten Hand, die aber verhältnismäßig schnell abheilte. Im September ging es dann wieder ins Feld, aber zu einem ganz anderen Regiment. Es war jetzt im Westen kein Stellungskrieg mehr, denn im August 1917 waren fast an der ganzen Westfront die Stellungen von den Feinden durchbrochen worden. Es war jetzt Bewegungskrieg, mit dem ich mich besser abfinden konnte.



Revolutionärer Geist in der Truppe

Die Stimmung in der Truppe war aber keine gute mehr und die Vorgesetzten hatten Not mit dem neu aufgekommenen revolutionären Geist. Ich war von Stuttgart her auch schon sehr stark von diesem Geist angehaucht, bekam aber dann wieder eine andere Einstellung. Unser Zugführer suchte eine zuverlässige Gefechtsordonnanz (Meldegänger). Wir lagen in einem Stollen in dem es ziemlich dunkel war und so lauschten wir auf seine Wünsche. Er fragte unseren Unteroffizier: "Ich suche einen ganz zuverlässigen Mann als Gefechtsordonnanz. hast du keinen solchen in deiner Gruppe?" Der Unteroffizier entgegnete: "Ich hätte einen, aber den gebe ich nicht gerne her." Der Zugführer sagte darauf: "Wie heißt der Mann?" "Lauxmann", sagte der Unteroffizier. Da rief der Zugführer: "Wo ist der Lauxmann, der soll an die Helle vorkommen, dass ich ihn auch sehe!" "Wollen Sie meine Gefechtsordonnanz werden?" Ich sagte ihm zu und er nahm mich gleich mit. Es hat mich nicht gereut. Kennen gelernt habe ich ihn, als er das erste Mal die Kompanie in die erste Linie geführt hat. Dort schon hatte ich einen guten Eindruck von dem Mann bekommen.

Vor dem Abmarsch hielt er eine Rede, wie wir uns auf dem Vormarsch an die Front verhalten sollen. Er sagte unter anderem: "Bei mir wird nicht davon gesprungen, wenn eine Granate in die Reihen der Kompanie einschlägt, sondern es wird gewartet ob es keine Verwundete oder Tote gegeben hat. Es ist sonst üblich, dass die Vorderen von der Kompanie davonlaufen und die Hinteren verlieren dann den Anschluss und irren im Gelände umher. Das möchte ich vermeiden, denn wen es treffen soll, den trifft es und wenn er auch davonläuft." Ich dachte, das ist ein Mann nach meiner Art und freute mich daher in seiner Nähe sein zu dürfen. Es war zu spüren, dass Ruhe und Frieden von ihm ausging. Für mich als Meldegänger war es manchmal schwierig, die verschiedenen Stellen zu finden, überhaupt wenn es bei Nacht geschehen musste. Doch ich wurde immer wieder bewahrt. Mein Vorgesetzter erzählte mir von seinem Glauben an Gott. Er sei ein rauer Mensch gewesen. Aber als er noch nicht lange verheiratet war, hätte seine Frau zu Gott gefunden und durch deren stillen Wandel wurde er auch gewonnen und so sind beide den gleichen Weg gegangen. Der HERR in seiner großen Liebe hat mich nun an die Seite eines Mannes gestellt, durch den ich wieder aus der Gottesferne zurückfinden durfte.

Die Waffen schweigen

Es kam dann endlich im November 1918 der Tag des Waffenstillstandes heran, nach dem sich so mancher gesehnt hatte. Die Waffen schwiegen jetzt und der Rückzug begann. Wir mussten jetzt viel marschieren mit unserem schweren Gepäck, was viel Schweiß kostete. In den Nächten gab es oft starken Reif, wenn wir links und rechts im freien Gelände lagen. So marschierten wir einige Wochen, da unser Regiment von allen württembergischen Regimentern am weitesten im Nordwesten lag. Ich hatte es wieder gut, weil mein Vorgesetzter meinen Rucksack trug, den ich das letzte Mal von daheim mitgenommen hatte. Er füllte ihn gut mit Sachen von mir aus. Somit war mein Tornister nicht schwer. Er schämte sich nicht vor den anderen Offizieren, die ihr Gepäck nicht trugen, weil es für Offiziere auf einen Wagen verladen wurde. Wie war doch die Freude in uns groß, als wir nachts um zwei Uhr über die deutsche Grenze gingen. Ich kann es heute noch nachempfinden. In der Nähe von Aachen machten wir Halt und kamen in einer Schule ins Quartier. Damit hatte doch das Übernachten im Freien ein Ende. Wir marschierten nun in Richtung Köln und kamen immer wieder in gute Quartiere, wo wir Liebe erfahren durften.

Der letzte Marsch

Endlich kam der Tag an dem es hieß, der letzte Marsch ist nun nur noch bis zum Bahnhof. Das war natürlich eine große Freude. Wir wurden in Lüdinghausen eingeladen und die Fahrt ging nach Süden bis Schwäbisch Gmünd, wo unser Ersatzbataillon stationiert war. Dort wurden wir stürmisch empfangen. Die Bevölkerung warf Blumen und Bonbons aus den Fenstern, ich glaube es wird kein anderes Regiment so empfangen wor-

den sein. Es gab allerdings noch einen bösen Zwischenfall wegen unserem Regimentskommandeur, der ein alter konservativer Patriot war und sich nicht in die Lage hineinfinden konnte, dass wir den Krieg verloren haben. Er weigerte sich, unter den roten Fahnen die links und rechts aufgezogen waren, einzumarschieren. Er gab dem Regiment den Befehl zum Halt und beauftragte einige Soldaten, die roten Fahnen sofort herunterzuholen, denn er rücke nicht unter roten Fahnen ein. Wir waren ziemlich weit hinten und wussten nicht gleich, was da vorne vor sich ging.

Soldatenrat

Das Kommando des Soldatenrates von Gmünd wehrte sich und rief gleich den Stab der Soldatenräte in Stuttgart an. Es kamen dann Fahrzeuge aller Art mit Truppen an. Der Kommandeur wurde abgesetzt und so gab es kein Blutvergießen für deutsche Soldaten. Unser Regimentskommandeur wollte sich nämlich mit seiner Truppe im Ruhrgebiet melden um nach Berlin zu fahren um dort die Spartakisten zu bekämpfen. Die Soldaten waren aber anderer Meinung und sagten, sie wollten heim, sie hätten genug vom Krieg und schießen auch nicht auf Deutsche. Dann merkte er, dass nichts mehr zu machen war und es wurde alles abgeblasen.

Arbeiter- und Soldatenräte waren in der deutschen Novemberrevolution 1918 Organe der Selbstverwaltung in den Städten, in denen sich Arbeiter und Soldaten erhoben, um die Monarchie zu stürzen und den Ersten Weltkrieg zu beenden. Sie nahmen die Sowjets (deutsch = Räte) der russischen Oktoberrevolution zum Vorbild. In ihrer Mehrheit bestanden sie aus Anhängern der SPD und der USPD. Die Institution der Räte bildet das wichtigste Element der Rätedemokratie/Räterepublik sowie damit zusammenhängend der politischen Strömung des Rätekommunismus. Der erste Arbeiter- und Soldatenrat bildete sich am 4. November 1918 als Folge des Kieler Matrosenaufstands. In den nächsten Tagen folgten zahlreiche weitere Städte diesem Beispiel, bis die Revolution am 9. November Berlin erreichte. Während es sich am Anfang um soziale und Antikriegs-Proteste mit der Parole "Frieden und Brot" handelte, forderten die Räte die Abdankung des Kaisers Wilhelm II. und die sozialistische Republik.

Der Spartakusbund war eine Vereinigung von marxistischen Sozialisten in Deutschland, die während des Ersten Weltkriegs am Ziel einer internationalen Revolution des Proletariats festhielten, um Kapitalismus, Imperialismus und Militarismus weltweit zu stürzen. Diese Ziele verfolgte ab August 1914 die "Gruppe Internationale" als oppositionelle Gruppe innerhalb der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD). Sie nannte sich ab 1916 "Spartakusgruppe" und schloss sich 1917 der von der SPD abgespaltenen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) als linker Flügel an. In der Novemberrevolution 1918 gründete sich der Bund neu als deutschlandweite, parteiunabhängige Organisation mit dem Namen "Spartakusbund" und dem Ziel einer gesamtdeutschen Räterepublik. Am 1. Januar 1919 ging er in der neu gegründeten Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) auf. Der Name des Bundes bezog sich auf Spartacus, den Anführer eines Sklavenaufstands (73–71 v. Chr.) im antiken Römischen Reich. Sein Name symbolisierte für die Spartakisten den andauernden Widerstand der Unterdrückten gegen ihre Ausbeuter.

Entlassung

Der Jahrgang 1896 wurde am 31. Dezember 1918 entlassen. Bei Nacht kamen wir in Stuttgart an. Ich übernachtete bei meinem Bruder, der dort noch wohnte. Am 1. Januar 1919 sehr früh, fuhr ich weiter und kam um 8 Uhr morgens Zuhause an. Man hatte mich noch nicht erwartet, aber die Freude war desto größer. Nun war der Krieg vorbei. Es war ein Aufatmen. Mein Vater ist leider am 1. März 1917 gestorben. Deshalb war meine Mutter nun natürlich froh, dass wieder eine männliche Hilfe im Hause war. Die Frage war jetzt nur: "Ist Arbeit zu finden?" Das konnte lange gehen, bis man eine Anstellung fand. Im Sommer bekam ich in Stuttgart eine Arbeit bei einem Wachund Schließdienst. Durch die Schichtarbeit konnte ich dann tagsüber in der Landwirtschaft helfen.

Fortsetzung folgt: Hochzeit mit Marie